Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 69 (1959)

Artikel: Schloss Wildegg : Sagen und Erlebnisse
Autor: Hefti-Gysi, Mathias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901144

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schloß Wildegg

Sagen und Erlebnisse

erzählt von Mathias Hefti-Gysi, Lenzburg

Der Ritter ohne Kopf

Vom Schloß Wildegg, das kühn und selbstherrlich auf einem steil zum Aaretal niedersteigenden Felssporn thront, führt seit alter Zeit ein ziemlich breiter Weg ins Nachbardorf Holderbank. Der hochgereckte Bau wird durch eine kräftige Felsenrippe getragen. Diese springt in einem einzigen Satze zur nahen Flußebene hinunter. Das Felsgerüst ist seinem Wesen nach nichts anderes als ein plötzlich steil abbrechendes Verbindungsstück zur westwärtsstreichenden Gislifluh.

Zur hohen Sommerszeit oder im Farbenspiel eines verträumten Herbsttages auf dem waldnahen Wege in die Dorfgemarkung niederzusteigen ist angenehm und reizvoll. Der Weg wurde und wird noch oft von Groß und Klein begangen. Jedermann freut sich dabei an dem schönen, umfangreichen Blick aufs weite Aaretal. Auch schaut man gerne beim Herniederschreiten ins Tal der Schenken von Schenkenberg hinüber. So lange es noch warm und sömmerlich ist, summen Bienen oder schwirren Käfer am Wegbord. Im nahen Busch aber macht sich mancher Waldvogel im Wandel der Tage und Wochen, vom zeitigen Frühling bis ins späte Herbstlaub, auf seine Weise und zu seiner Zeit bemerkbar.

Des nachts soll man diesen Pfad jedoch nicht gehen, so hieß es in früheren Tagen. Ja, es gab sogar vordem viele Leute, welche um kein Geld die Strecke vom Schloß ins Dorf zur Nachtzeit hinauf- oder hinabgestiegen wären. Sie ängstigten sich bei solchen Zumutungen oder empfanden gar ein geheimes Grauen. Weil sie sich ihrer Gefühle schämten, zeigten sie sich verschlossen oder ohne ernsthafte Begründung abweisend. Den wirklichen Anlaß zu ihrer Ablehnung wollten sie nicht nennen, weil sie sorgten, sie könnten ausgelacht werden.

Im Dorfe Holderbank ging die Sage, daß hin und wieder in mondscheinhellen Nächten ein verwunschener und unglückseliger Ritter auf weißem Pferde auf dieser Wald- und Wiesengasse niedersteige und irgendwo in der Tiefe verschwinde. Aber es würden nicht alle

des Ritters gewahr, hörte man etwa gesprächsweise berichten. Verschiedene hätten denselben schon einmal, vielleicht sogar mehrmals gesehen; andere fürchteten sich in ihrem gruseligen Hoffen und Bangen umsonst. Manche hinwiederum spielten etwa gar die Mutigen und Überlegenen, wenn das Gespräch auf den seltsamen, unheimlichen Ritter zu reden kam, die außerordentliche Erscheinung ihnen aber unsichtbar geblieben war. Aber alle jene, welche den unglücklichen Ritter zu Gesicht bekamen, würden schwören, hieß es, daß er ihnen nicht nur als ein Trugbild, sondern tatsächlich und in voller leiblicher Gestalt, auch unverkennbarer Lebendigkeit erschienen sei. Mütter warnten ihre Kinder. Nicht wenige Erwachsene, besonders solche, welche sich leicht ins Bockshorn jagen ließen, machten lieber den Umweg über den Bärenrank bei der Hellmühle am Bache unten, als daß sie vom Schlosse aus zu später Nachtstunde in der nächstliegenden Richtung, wie es am natürlichsten und zweckmäßigsten gewesen, zu ihren Wohnungen niederstiegen.

Die Überlieferung erzählt, daß einst auf dem Schlosse ein böser und hartherziger Ritter hauste. Der tyrannische, den Mitmenschen übel gesinnte Mann plagte seine Untertanen oft schwer und mitleidlos. Auch demütigte er sie auf jede nur erdenkliche Weise. Seine durch die Verhältnisse ihm überwiesene Macht und die damit verbundenen weitgehenden Befugnisse, mißbrauchte er nach allen Seiten. Manchem Ahnungslosen stellte er in hinterhältiger Bosheit eine Falle und versuchte, ihn auf diesem oder jenem Wege ins Unglück zu bringen. Dem ganzen Charakter nach stand er in seiner Verdorbenheit in schreiendem Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern des sonst tüchtigen und geachteten Mannesstammes. Mit Aufrührerischen und Widerspenstigen machte er kurzen Prozeß. Er ließ sie durch geheime Schergen verfolgen, öfters auch überraschend gefangen nehmen und auf die Burg hinaufbringen. Manch einer soll auch dort elendiglich zugrunde gegangen sein und mehr als einer, so lautete die geängstigte Fama, sei spurlos verschwunden. Es wurde gemunkelt, daß man die Leichname in einen tiefen, bodenlosen Schacht geworfen. Dieselben verschwanden darin für immer. Die dunkle, gähnende Tiefe habe ihr Geheimnis nie jemandem preisgegeben. Eine schwere, eiserne Türe, welche zu dieser schaurigen Stätte führte, wurde später, als wieder gesittete Herren regierten, mit einem großen, auf geheime Art zu öffnenden Schlosse zugemacht. Es war je-

dermann verboten, den geringsten Versuch zu unternehmen, dasselbe zu öffnen. Diese kleine, unheimliche, viel Not und Leid verbergende Türe könne man noch heute im schmalen Treppenaufgang zur linken Hand sehen.

Aber die Strafe für alle diese Untaten blieb nicht aus! Der ruchlose und frevelhafte Ritter fand nach einem qualvollen Tode weder Ruhe noch Frieden. Um die mitternächtige Stunde sieht man ihn immer und immer wieder langsam, auf gezäumtem Rappen, vom Schlosse her auf dem erwähnten ansehnlich breiten Pfad hinreiten, hoch aufgerichtet. Mit der linken Hand hält er die Zügel, die Rechte aber birgt, von ihrer Armschiene gestützt und in der Armkachel geknickt, den blutenden Kopf unter der Achselhöhle. Über das bleiche, starre und wie verloren dreinschauende Gesicht hängen Strähnen dunkler, wirrer Haare. Aus den Augen funkelt es manchmal wild und heiß, dann aber fährt gleich wieder ein tieftrauriger und flehentlicher Ausdruck über das leidgeprüfte Antlitz, gleich einem Sommergewitter, da Sonnenschein und Hagelschlag miteinander wechseln. Die gewappnete Roßschirmung blinkt und gleißt in fahlem, gespenstigem Glanze. Dieser mutet geradezu unwirklich an. Der Fürbug und das Gelieger des Pferdes zeigt die Farben der Herrschaft. Die linke Hand, in einem eisernen Handschuh verborgen, lenkt ohne Zwang das willige und gehorsame Tier. Schwere Eisenschuhe haften in den Steigbügeln. Das Bruststück des lautlos einherziehenden, kopflosen Reitersmannes scheint magisch den leichtesten Schimmer einzufangen, der noch in der Nacht liegen mag.

Hinter dem mitternächtigen Reiter schreitet, ebenfalls wortlos und gemessenen Schrittes, ein junger Knappe, in gleicher Weise geharnischt wie sein Herr und Meister. Über der linken Schulter hält er den langen Speer des mit schwerer Strafe bedachten Ritters. Mit der Rechten jedoch faßt er den Helm des Gebieters. Das auffallend weit geöffnete Visier zeigt auf der rückseitigen Helmwand ein paar dunkle, blutrote Flecken, darüber das Zeichen eines hellen Kreuzes. Gesenkten Hauptes, in leidbedrückter Haltung, wandert dieser junge Bursche in geziemendem Abstande hinter dem Ritetr ohne Kopf her. Das Knacken eines Zweigleins, das etwa im Wege liegt oder gar nur das leise Rascheln eines vergilbten Blattes sei das Einzige, was man bei diesem wunderlichen und fröstelnden Zuge etwa zu hören bekomme.

Weder dieser verwunschene Herr, noch sein Knecht hat jemals angehalten. Niemand, und zu keiner Zeit, habe ein Leid oder Ungemach erfahren, aber der schaurige Anblick von Reitersmann und Roß habe alle diejenigen, welche diese Szene je erschauten, tief beeindruckt, höchst erregt und leidvoll geschmerzt.

Jene Frau von Holderbank, welche diese trauriggestimmte und ans Herz rührende Sagengeschichte oft und oft ihrer Tochter erzählte, weilt schon lange nicht mehr unter den Lebenden. Sie wäre jetzt über neunzig Jahre alt. Die Tochter hingegen, welche mir von diesem Ritter ohne Kopf erzählte, erinnert sich noch sehr gut, wie ihre Mutter sie vor dem nächtlichen Abstieg den Schloßpfad hinunter aufs eindrücklichste warnte, ja geradezu beschwor. Da dieses junge Mädchen öfters bei den Töchtern des Schloßgutverwalters weilte, dort auch manchmal bis in die späte Abendstunde sich aufhielt, habe sie den Rat und die Bitte der Mutter getreulich befolgt. Sie sei jedesmal den weiten Umweg am Laué-Haus und an dem altbekannten Gasthaus zum «Bären» vorbeigegangen. Auch habe sie immer ein wenig Angst und ein leises Zittern in den Gliedern verspürt, wenn sie dabei des unglücklichen, schwer gestraften Ritters, der, ohne Kopf, auf dem Rumpfe einherritt, gedachte . . .!

Nachschrift: Nur wenige Wochen nach der Niederschrift dieser Erzählung wurde mir neuerdings bestätigt, daß eine jetzt noch lebende Frau in Holderbank (sie ist keineswegs in hohem Alter) auf das entschiedenste beteuerte, sie habe diesen kopflosen Reitersmann mit eigenen Augen gesehen!

Der Schloßjunker zu Wildegg auf dem Schimmel

Vom Schloß Wildegg aus kann man ohne Beschwer auf einem angenehmen und aussichtsreichen Weglein zu einem kleinen Wäldchen gelangen, worin die französische Gräfin Marie-Louise Montléard zur letzten Ruhe gebettet liegt. Zum Gedächtnis dieser hervorragenden, vornehmen und schönen Frau hat man ein schlichtes, doch würdiges Monument gesetzt. Das Volk nennt diese Stelle in seiner knappen und derben Weise einfach «in der Gräfi».

Dieser Ort stand ehemals bei den Landleuten der Umgebung keineswegs in gutem Ansehen, denn von dorther sah man hie und da,

vor allem bei diesigem, unfreundlichem Wetter, einen herrischen Junker hoch zu Roß hervorreiten. Jedermann wußte nur zu gut, welche Bewandtnis es mit demselben hatte. Er war weitherum als ein Leuteschinder und protzenhafter Mensch verschrieen, wegen seiner Hinterhältigkeit und Rachsucht aber gefürchtet. Es wurde von ihm auch behauptet, daß er in den Dörfern ringsherum manch ehrbaren und gerechten Handel hintertrieben und verunmöglicht habe.

Sein Weg, den er jeweilen vom besagten Waldteil her in aller Gemächlichkeit oder dann eilenden Laufes durchritt, war wohl bekannt. Das Pferd, ein schöner, stattlicher Schimmel, drückte er gewöhnlich an der großen Schloßlinde vorbei, zu deren Füßen auch heute noch eine schwere steinerne Bank steht. Von hier aus zog er stets langsam zu den Bünzmatten hinunter, wie wenn er über mancherlei nachdenken oder dies und jenes inspizieren müßte. Ab und zu klatschte er mit der Reitpeitsche herausfordernd an seine langschäftigen Stiefel. Man wußte, daß er ein besitzgieriger Mann war. Im Landerwerb schien er geradezu unersättlich. Für derlei Zuschüsse war ihm jedes Mittel recht.

Ein böser Hader entstand einst mit der Gemeinde Möriken. Diese fühlte sich in ihren Besitzrechten benachteiligt. Tatsächlich greift das Junkerholz auch heute noch, wie wenn es diesen unerfreulichen Zustand bekräftigen wollte, auffallend weit gegen den Mörikerbann hinauf, und klettert sogar bis auf den Grat des Kestenberges.

Der verhaßte und wenn immer möglich gemiedene Junker soll einst die Gemeinderäte aus dem Nachbardorfe in schlauer Berechnung so sehr mit Speise und Trank ergötzt haben, daß sie in ihrer Vorsicht nachlässig und allzu vertrauensselig wurden. In diesen Zustand versetzt, jagte er ihnen für einen lächerlichen Preis ein beträchtliches Stück Land ab und holte es hernach hohnlachend in seinen Besitz. Derart haben schließlich die andern, denn sie waren die Genasführten, durch einen unsaubern Trick ihres Partners die keineswegs geringe Zeche bezahlt.

War der Reiter einmal ganz im Tale unten, machte es ihm eine höllische Freude, den Schimmel durch die Bünz und gleich nachher durch den Aabach zu jagen. Das geschah manchmal mit solcher Vehemenz, daß das Wasser hoch aufspritzte. Dann ging es im Galopp über die Schürlimatte und weiter bis zum Hardhof. Diese Güter gehörten ehemals zum Schloßbesitze, aber man raunte sich zu, daß

der Reiter auf dem weißen Pferd dort nicht bloß zum Rechten sehe, sondern allerlei dunkle und geheime Absichten verfolge. Aus Furcht vor Strafe oder aus Angst vor Vergeltung ist aber nie jemand dem Junker nachgegangen oder hinter ihm hergeschlichen. Manche behaupteten später, dieser übelwollende Reitersmann sei mehr nur ein Schemen, denn ein wirklicher Mensch aus Fleisch und Blut gewesen.

Eine unheimliche Nacht auf Schloß Wildegg

Der letzte männliche Nachkomme des alten Geschlechtes derer von Effinger auf Schloß Wildegg, Rudolf von Effinger, liegt auf dem kleinen Friedhof von Holderbank begraben. Er besaß zwei Töchter, Pauline und Julia. Nach dem Tode ihres kunstsinnigen Vaters fielen ihnen die beiden Burgen Wildegg und Wildenstein als Erbe zu. Eine Zeitlang verwalteten die Töchter gemeinsam die beiden Schloßbesitzungen samt den umfangreichen Schloßgütern. Im Jahre 1892 teilten sie jedoch die Erbschaft. Die Wildegg gelangte dadurch in den alleinigen Besitz der Tochter Julia. Bescheiden und einfach wie ihre Vorfahren verlebte auch sie ihre Tage. In ihrem Wesen paarte sich in sympathischer und überzeugender Weise männliche Tatkraft und ein zartes weibliches Feingefühl. Den starken Hang und die große Liebe zur Kunst hatte sie offenbar von ihrem Vater geerbt sowie einen Zug ins Sozialethische von ihren Vorfahren übernommen. Der Hauch einer wahrhaft aristokratischen Atmosphäre verbreitete sich vom ersten Momente an, da man ihr begegnete, um sie. Sie starb am 25. Oktober 1912.

Es mag nun um das Jahr 1906 gewesen sein, als die Letzte aus dem geachteten und angesehenen Geschlecht derer von Effinger, einer Neigung ihres Herzens folgend, eine Basler Malerin zu sich aufs Schloß einlud. Sie bedachte die Eingeladene nicht nur mit verschiedenerlei Aufträgen, sondern bot ihr auch die übrigens gern empfangene Gastfreundschaft im Schloße an. Dadurch fand die etwas ängstliche und übersensible Künstlerin aus der kultivierten Rheinstadt im alten Schloßteil Behausung und Schlafgelegenheit. Aber die Abgeschiedenheit und Einsamkeit in diesem herrschaftlichen Landsitz behagten ihr keineswegs. Mit etwas scheelen Augen sah sie zur hochgelegenen Schlafstube hinauf. Sie ergriff darum gerne die Gelegen-

heit, als tagsüber eine Jungfrau aus Holderbank sich bei den Verwalterstöchtern aufhielt, dieselbe zu fragen, ja einzuladen, mit ihr zusammen im gleichen Schlafgemache die Nacht zuzubringen. Das ahnungslose Mädchen aus der Nachbarschaft willigte gerne ein und sagte zu.

Da es Hochsommer war und der sonnengesegnete, heiße Tag darum spät zur Rüste ging, stieg man erst in vorgerückter Abendstunde langsam und unter munterm Geplauder die zahlreichen, etwas schmalen Treppenstufen zu den oberen Räumen empor. Der flackernde Schein brennender Kerzen zeichnete phantastische Schattenrisse an die Wände. In einem geräumigen, weiten Gemache standen zwei Betten. Das eine derselben war nach der Gepflogenheit früherer Zeit mit einem zartblauen Himmel überdacht, während das andere mehr ein neuzeitliches Gepräge trug. In heiterer, beinahe übermütiger Laune traten beide vor dem Auskleiden noch an die Fenster, um die kühle Abendluft zu genießen, auch die Weite und Größe der Landschaft sowie das Hocherhobene ihrer Lage und den Zauber einer gedämpften Mondscheinnacht auf sich wirken zu lassen. Tief unten in der breiten Talniederung ahnte und erkannte man bei genauerem Zusehen und Hinhören das leise, sanfte Vorüberziehen der Aare. Der Mond stand im ersten Viertel. Hoch oben am blanken, klaren Himmelsgewölbe funkelte die Sternenschar. Das ganze Juragebirge war schon längst in blaudunkle Nachtschatten versunken.

Die beiden Frauen legten sich sorglos auf ihre Lagerstätten, auch versuchten sie bald, sich willig und zuversichtlich dem Schlafe zu übergeben. Doch kaum hatten sie sich in den ersten Schlummer einlullen lassen, als es auf einmal draußen im schmalen Korridor deutlich knackte. Dann war es wiederum mäuschenstill. Nun, einmal mag keinmal sein, dachten die beiden leicht irritierten Frauen. Doch nach einiger Zeit, es dauerte gar nicht lange, machte das nämliche Geräusch sich wieder bemerkbar. Es knackte jetzt zwei-, dreimal hintereinander. Ob wohl das alte Getäfer der Holzdecke oder die altertümlichen Bettgestelle, durch die Hitze des Tages ausgedehnt, jetzt in der Nachtfrische sich wieder zusammenzogen? Es knackte immerzu weiter. Manchmal in kurzen, dann aber auch in langen Zwischenräumen. Es knarrte da und dort. Ob diese Knarrgeräusche nicht verhaltene Tritte verrieten? War es nicht so, als ob im Gang draußen ein Schlurfen behutsamer Schritte wohl undeutlich noch, dafür aber

um so beängstigender sich bemerkbar machte? Die beiden eben in den ersten Schlaf versunkenen Zimmerinsassen waren wieder wach geworden. Sie fingen an, fast wie auf Kommando, hinaus in die bange Stille zu horchen.

Flüsterte und hauchte es nicht jetzt eben durch die Türspalte herein? Es war, als ob Hände tastend und forschend an den Türpfosten entlangglitten. War vielleicht ein Unhold vor der Türe und begehrte Einlaß? Das leise, kaum wahrnehmbare Schlarpen die Treppen herauf, bekundete, daß er noch Gesellen haben mußte. Stand nicht einer aus dieser unheimlichen Sippschaft lauschend und spähend eben jetzt vor der Türe und blickte mit hämischen, teufelsgleichen Augen durch das Schlüsselloch in das Zimmer hinein? Glücklicherweise hatte die ältere von den beiden Frauen das Gemach gleich nach ihrem Eintritt verriegelt. Aber Unholde bringen schließlich alles zuwege. Man erinnerte sich, daß schon erzählt war, wie sie sogar durch Schlüssellöcher oder enge Türspalten in ein Zimmer hineinkrochen. Was dann? Ein unsichtbarer, heimtückischer Würgegriff langte nach dem Halse, drosselte langsam zu. War denn keine Rettung möglich, kein Entrinnen denkbar? Vielleicht zum Fenster hinausspringen? Aber draußen wartete eine fürchterliche, gähnende Tiefe.

Es wurde regelrecht ungemütlich. Kaum waren solche Gedanken und Empfindungen recht in Wallung, hörte man im fernen Schloßteil ein seltsames Gepolter. Doch, war es wirklich fern und nicht in nächster Nähe? Jede der beiden Damen kroch wieder ein wenig tiefer unter die schützende Decke. Da, auf einmal ein richtiges, unzweideutiges Gepolter, und gleich darauf ein solcher Heidenspektakel, daß es einem eiskalt durchs Gebein rieselte. Es schien, als ob in einem der benachbarten Zimmer vielerlei Möbel übereinanderstürzten. Auch klang es, als ob jemand in wilden Sätzen herumspringe und alles kurz und klein schlage. Ein toller Spuk! Rumorte nunmehr nicht ein wilder, böser Geist, weil er die Türe verschlossen fand? Man hielt den Atem an und war starr vor Schrecken.

Da erneuerte sich das Poltern und Rumoren. Das war jetzt ganz sicher keine bloße Ohrentäuschung mehr. Schauermärchen und schreckhafte Erzählungen aus früher Jugendzeit wurden lebendig. Schlimm war nur, daß die Gegenwart ihnen recht gab . . . !

Die Mondsichel war inzwischen höher hinaufgestiegen. Ihr silberbleiches Licht erhellte ein wenig die ausgedehnten Wälder, welche

das Juragebirge überdeckten. Die eine der beiden erschreckten und in großen Ängsten zitternden Frauen blickte plötzlich nach dem Fenster hin. Doch, was war das? Griff nicht eben jetzt eine blasse, gierige und fahrige Hand nach dem Gesimse und tastete an demselben entlang? Mußte nicht gleich im nächsten Augenblicke die triumphierend grinsende Fratze eines widerlichen Schurken folgen? Aber auf einmal war alles wieder weg, verschwunden und wie ausgelöscht. Die geängstigten Frauen hörten ihren Herzschlag pochen. Es war eine Zeitlang in dem ab- und hochgelegenen Zimmer geradezu bedrückend stille, beinahe so, wie vor wenigen Tagen, als ein schwer drohendes Gewitter am Westhorizonte stand und sich hernach mit furchtbaren Donnerschlägen über der Gegend entlud.

Und wirklich, als Vorboten eines solchen Gewitters vernahmen sie nunmehr wieder ein noch stärker einsetzendes Gepolter und Geklirre, auch ein seltsames, tief beunruhigendes Gefauche und Gestöhne in den weitgedehnten Estrichkammern über sich oder dann doch in einem der verlorenen Räume des Hinterhauses. Es verging einem das Hören und Sehen. Man war einfach wie erschlagen. Dieses gespensterhafte, unheimliche Treiben war nun wirklich und wahrhaftig «ungeheuer». Beide Schläferinnen waren längst völlig wach geworden. Sie hatten sich im Bette aufgerichtet und horchten, am ganzen Leibe bebend, in äußerster Spannung in die Nacht hinaus. Das Gerumpel und Gestürme, das Getue und Geseufze wurde immer ärger und bedrohlicher. Die beiden höchst erregten Frauenzimmer schossen vehement zum Bett hinaus und flohen, wie zu einem rettenden Riff ans Fenster. Unter ihnen lag jedoch ruhig und in beinahe feierlicher Gelassenheit der Schloßbergwald. Das Silberband der Aare blinkte tröstlich und beruhigend zu ihnen herauf. Am kristallreinen Nachthimmel funkelte noch immer, vielleicht noch schöner als vorher, ein Sternenheer sonder Zahl.

Beide Frauen sprachen kein Wort. Matt, totenbleich und verstört gafften sie einander an. Beide wußten, daß sie unentrinnbar eingesperrt waren. Wirre, krause Gedanken und die absonderlichsten Befürchtungen jagten einander in drängendem Ungestüm. Um die mitternächtliche Stunde war der Spuk geradezu verrückt. Es hatte den Anschein, als ob das ganze Schloß lebendig geworden, als ob es jetzt in sämtlichen Zimmern polterte und stürmte und wild durcheinander jage. Die beiden schwer beunruhigten Frauen würden sich

kaum gewundert haben, wenn plötzlich das ganze, große Schloßgebäude entzweigeborsten und hierauf mit jämmerlichem Getöse zur Tiefe abgestürzt wäre. Merkwürdig war nur, daß nicht schon längst alles Gesinde wach geworden, auch, daß nicht Hilfe und Beistand aus der Umgebung herbeigerufen wurde. In den kurzen Pausen, während welchen wieder Ruhe im Hause herrschte, versuchten die zwei Geängstigten, sich Rechenschaft zu geben und Meister über ihre Sinne und die verworren jagenden Gedanken zu werden. Vergebens! Sobald es wieder irgendwo nur ein wenig rumpelte, knarrte oder knackte, war alle Angst wieder da und damit auch das Unheimliche, das sie mehr als einmal zu Bildsäulen erstarren ließ.

Unter Angst und Grauen bleichte endlich die lange, Stunde um Stunde gezählte Nacht der Morgenfrühe entgegen. O, wie wurde sie freudig begrüßt! Der erste, schwache Schimmer, das erste Frühdämmern, welches die nahen Jurawälder überhauchte, wurde zum Zeichen ihrer Errettung und Erlösung. Schon seit mehr als einer Stunde war das Gerumpel und Gejage schwächer geworden. Die Stimmen der Nacht wurden allmählich leiser, verhaltener und – vertrauter. Als die erste Tageshelle über dem Tal und Flusse lag, war der ganze Spuk wie weggeblasen und vertilgt. Fröstelnd ob der Morgenkühle und im Nachzittern überstandener Angst und Gefahr verkrochen sich die beiden Frauen nochmals ins Bett und ließen, befreit von Spannung und nächtlicher Erregung, in übermüdetem Schlafbedürfnis sich ihre Glieder lösen. Der polternde, jagende, fauchende und schurfende Zauber der schlimmen Nacht war nun, Gott sei Dank, gebrochen und überwunden.

Beim Erwachen sprach keine der beiden Schläferinnen ein Wort. Der Name Spuk wurde wissentlich und mit Wille verschwiegen. Fräulein von Effinger erfuhr beim späten Frühstück nichts davon. Aber darüber waren sich die beiden, die ganze lange Nacht völlig wach gewesenen, vollkommen im Klaren, daß sie nie mehr in dem unheimlichen, gespenstigen Zimmer, wo es sich so «unghüürig» angelassen, schlafen würden. Beide fanden für die kommende Nacht eine scheinbar plausible Begründung und einige halbbatzige Ausflüchte zur notwendig scheinenden Dislokation.

Wie sich erst später herausstellte, hatte das nämliche Zimmer einige Zeit vorher ein Engländerpaar bewohnt. Dasselbe kam morgens ebenfalls bleich und übernächtigt aus der Höhe herab zum Früh-

stück. Schweigend wurde das Morgenessen eingenommen und bald die Tafel aufgehoben. Die Gäste baten im Laufe des Tages, irgend einen Grund vorschützend, um dringenden Zimmer- und Stockwerkwechsel, was ihnen auch gewährt wurde.

Die Erzählerin versicherte mir, es sind jetzt seit jener sehr ungemütlichen und in Ängsten durchwachten Nacht mehr als fünfzig Jahre in die Lande gegangen, daß sie die mysteriösen und unheimlichen Stunden in der einsamen Schloßkammer nie mehr aus der Erinnerung verloren und daß dieselben so frisch geblieben, als wäre der unheilvolle Spuk erst letzte Nacht zum gruseligen Erlebnis geworden . . . !